

(Nachdruck verboten.)

24]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Die Düngerfabriken lagen von den übrigen Werken weit entfernt. Wenige Besucher sahen sie, und die wenigen wollten Dante nachahmen, der die Hölle gesehen haben sollte. Nach diesen Fabriken wurde aller Schmutz geschafft, der verfaulte Abfall aller Art. Dort wurden die Knochen getrocknet, und in erstickenden Kellern, wohin nie ein Schimmer des Tageslichtes drang, beugten sich Männer, Frauen und Kinder über wirbelnde Maschinen, welche Knochen in allen Größen zermalnten. Sie atmeten den giftigen Staub in ihre Lungen und atmeten sich so zu Tode. Sie verwandelten dort das Blut in Albumin und faulriechende Dinge in noch fauler riechende um. Auf den Korridoren und in den Höhlen, wo diese scheußliche Arbeit getan wurde, konnte man sich, wie in den großen Höhlen von Kentucky, verirren. Das elektrische Licht schien nur wie von weither durch Staub und Dampf, wie rote und blaue, grüne und purpurne Sterne, je nach den Farben des Gemisches, von dem der Staub und Dampf emporstieg. Für die Gerüche in diesen unheimlichen Gerippenhäusern mag es in der litauischen Sprache Worte geben, in einer anderen nicht. Wer hier eintritt, muß vorher allen seinen Mut sammeln wie zu einem Sprung in eisiges Wasser. Er nimmt sein Taschentuch vor die Nase und hustet und würgt. Und wenn er trotzdem bleibt, hört er ein Brausen um seinen Kopf und die Adern an seinen Schläfen klopfen, bis endlich der überwältigende Geruch des Ammoniums ihn fast ersticht, und er, um sein Leben zu retten, hinausstürzen muß. Ueber dieser Hölle wird der Abfall getrocknet, die Masse von braunem, zähem, klebrigem Stoff, der Abfall alles Abfalls. Ist er genügend trocken, dann wird er zu einem feinen Pulver zerrieben und mit einer geheimnisvollen braunen Erde vermischt. Dann ist er fertig zum Gebrauch und wird in Säcke gepackt und als eine von den hundert Sorten Phosphorpräparaten in die Welt geschickt.

Die Farmer in Maine oder Kalifornien oder Texas kaufen ihn zu 25 Dollar die Tonne und düngen ihr Land damit; einige Tage nach der Düngung haben die Felder einen scharfen Geruch, und die Farmer, die Wagen und selbst die Pferde, die ihn gefahren haben, sind von dem Geruch durchdrungen. Und die Farmer gebrauchen doch jeder vielleicht nur eine Tonne auf mehrere Acker und in freier Luft, in Padingtown aber liegen in einem Gebäude Hunderte und Tausende von Tonnen; der Dünger liegt überall in Einfriedigungen aufgehäuft, bedeckt zolltief den Boden und erfüllt die Luft mit schauerlichen Dunstwolken, die zu augenbeißenden Staubwolken werden, wenn der Wind weht.

Zu diesem Gebäude kam Jurgis täglich, wie von unsichtbaren Händen gezerrt. Der Mai war ausnahmsweise kalt, und seine geheimen Gebete wurden erhört; er bekam keine Arbeit. Aber früh im Juni kam plötzlich heiße Zeit, und die Düngermühle brauchte Arbeiter. Der Aufseher des Mahlzimmers hatte Jurgis kennen gelernt und als brauchbaren Mann erkannt. Als nun Jurgis an einem heißen Tage um 2 Uhr wieder an das Tor kam, rief der Aufseher ihn herein. Zehn Minuten später hatte Jurgis Rock und Oberhemd ausgezogen, bis die Bahne zusammen und ging ans Werk.

In einer Minute hatte er die Arbeit erlernt. Er stand vor einer der Oeffnungen der Mahlmaschine, und aus ihr floß ein dicker brauner Strom, unwölkt von einem feinen spritzenden Staubregen. Mit sechs anderen Arbeitern schaufelte Jurgis den Dünger in die Wagen. Er sah seine Gefährten in dem Staube nicht, er hörte nur, daß sie da waren und schaufelten. Sie berührten sich zuweilen. Wenn der Wagen gefüllt war, tastete er umher, bis ein anderer kam. In fünf Minuten war er vom Kopf bis zu den Füßen die reine Düngermasse. Man gab ihm eine Maske vors Gesicht, weil er sonst nicht atmen konnte. Aber die Maske verhinderte es nicht, daß seine Lippen und Augenlider mit dem Düngermehl bedeckt, seine Ohren damit gefüllt wurden. Er blieb

in dem Zwielicht einem Gespenst — braun wie die Gebäude, braun wie alles in ihnen und 100 Yards im Umkreis. Die Türen der Gebäude mußten offen bleiben, und wenn der Wind blies, verloren Durham u. Co. eine Menge Dünger,

Jurgis arbeitete in Hemdärmeln und bei einer Hitze von über 100 Grad (Fahrenheit); die Phosphate drangen ihm in jede Pore, und in 5 Minuten brannte sein Kopf, in 15 Minuten war er fast betäubt. Das Blut brauste in seinem Hirn wie eine Dampfmaschine, ein heftiger Schmerz bohrte in seinem Schädel, kaum war er fähig, seine Hände zu regieren. Doch er erinnerte sich der Schrecken vergangener Monate und kämpfte mit wütender Energie weiter. Eine halbe Stunde später erbrach er sich — als ob sein Inneres in Stücke gerissen wurde. Der Aufseher hatte ihm gesagt, ein Mann könne sich an die Düngermühle gewöhnen, wenn er seine Kraft sammelt. Jetzt aber sah Jurgis ein, daß auch sein Magen dabei ein Wort mitzusprechen hatte. Am Ende des Schredentages vermochte er sich kaum aufrecht zu halten. Auf dem Heimwege mußte er sich oft zusammenraffen und irgendwo festhalten. Die meisten der Männer gingen nach der Arbeit in eine Trinkhalle — sie gossen Dünger und Klapperschlangengift in einen Becher. Jurgis aber fühlte sich zu elend, um zu trinken, er dachte nur daran, zu dem Stadtbahnwagen zu kommen. Er hatte Sinn für Humor und später, als er länger in Düngerverfen gewesen war, fand er Spaß daran, in einen Wagen zu steigen und abzuwarten, was dann geschah. Am ersten Tage aber war er zu elend, um zu bemerken, wie die Leute im Wagen schnüffelten und spien, ihre Taschentücher an die Nase drückten und ihn mit wütenden Blicken durchbohrten. Er merkte nur, daß ein Mann vor ihm plötzlich aufstand, und dann zwei Minuten später die beiden Männer an seinen Seiten ihre Plätze verließen, — in kürzester Zeit war der vorher ganz besetzte Wagen fast leer. Die Passagiere, welche auf der Plattform keinen Raum fanden, waren ausgestiegen.

Selbsterständlich machte Jurgis sein Haus bei seinem Eintritt sofort zur reinen Düngermühle. Der Dünger saß einen halben Zoll tief in seiner Haut, sein ganzer Körper war damit angefüllt, und es hätte nicht nur wochenlangen Scheuerns, sondern auch der eingehendsten weiteren Kuren bedurft, um es wieder herauszubringen. Er stank so, daß das Essen auf dem Tische Geschmack davon annahm und die ganze Familie zum Brechen brachte. Er selbst konnte drei Tage nichts genießen. Seine Hände konnte er waschen und Messer und Gabel gebrauchen, aber das Gift verstopfte ihm Mund und Kehle. Trotzdem hielt er tapfer aus.

So verging ein weiterer Sommer, ein Sommer des Gediehens für das ganze Land. Das ganze Land aß munter Backhausprodukte, und es gab trotz der Backherren Bemühungen, einen Ueberfluß von Arbeitern zu halten, genügend Arbeit für alle Familienglieder. Wieder waren sie in Schulden zu bezahlen und sogar eine kleine Summe zu sparen. Aber sie erkaufte diesen Zustand mit schweren, schier unerträglichen Opfern. Schlimm war es, daß die kleinen Knaben Zeitungen verkaufen mußten. Trotz allen Bittens und Scheltens konnten sie es nicht verhindern, daß die Kinder, ohne daß es ihnen zum Bewußtsein kam, das Benehmen und den Ton der Straßenjungen annahmen. Sie fluchten in geläufigem Englisch, suchten die Zigarrenstummel von der Straße auf und rauchten sie, verbrachten ganze Stunden mit dem Spiel um Pfennige, mit Würfeln und Karten. Sie kannten alle Häuser der Prostituierten und alle Damen, welche sie beherbergten, und wußten die Tage, wann darin große Feste mit Polizeileutnants und bekannten Politikern gegeben wurden. Wenn sie von einem „Landkunden“ gefragt wurden, so konnten sie ihm die sogenannten „Sinky-dink's Zimmer“ zeigen, ihm sogar mit Namen die verschiedenen Spieler, Wucherer und Zuhälter nennen. Schlimmer noch — die Knaben gingen an, nachts nicht nach Hause zu kommen. Was für einen Zweck hätte es — meinten sie — Zeit, Kraft und Fahrgeld zu verschwenden, wenn das Wetter so schön war und sie wundervoll in einem Torwege oder einem leeren Rollwagen schlafen konnten? So lange sie für jeden Tag einen Dollar heimbrachten, war es doch gleichgültig, wann

Vom Perpetuum mobile.

Ne ihn brachten. Doch Jurgis erklärte, daß von diesem Anfang bis zum schlechten Ende kein langer Weg sei. Es wurde beschloffen, die Knaben wieder in die Schule zu schicken, und statt ihrer sollte Elzbieta Arbeit suchen, da ihr Platz zu Hause von ihrer jüngeren Tochter eingenommen werden konnte.

Die kleine Kotrina war, wie fast alle Kinder der Armen, frühzeitig verständig geworden. Die Sorge für den kleinen Krüppel und das Baby war ihr übertragen worden, sie hatte das Essen zu kochen, das Geschirr abzuwaschen und das Haus zu reinigen. Das Abendessen mußte für die Heimkehrenden bereit sein. Kotrina war erst 13 Jahre alt und klein für ihr Alter, aber sie tat alles ohne Murren. Ihre Mutter aber ging nun aus und fand nach einigen Wandertagen Arbeit bei der „Wurstmaschine“.

Elzbieta war Arbeit gewöhnt, aber sie empfand diese Veränderung doch unangenehm, weil sie bewegungslos auf einer Stelle stehen mußte von 7 Uhr morgens bis 1/21 Uhr und wieder von 1 Uhr bis 1/26 Uhr.

In den ersten Tagen glaubte sie, das nicht aushalten zu können, sie litt beinahe so stark, wie Jurgis vom Dünger geflitten hatte, und ihr Kopf schwindelte, wenn sie heraustrat. Ueberdies mußte sie in einer der dunklen Höhlen bei elektrischem Licht arbeiten. Auf dem Fußboden standen immer Wassertümpel, und der erstickende Geruch von faulendem Fleisch erfüllte den Raum. Die Leute, die hier arbeiteten, folgten dem alten Naturgesetze der Anpassung. Er ging ihnen wie dem Chamäleon, welches schwarz wird, wenn es auf einem Baumstumpf, und grün, wenn es auf Blättern liegt. Die Männer und Frauen bekamen tatsächlich die Farbe der „freien Landwurst“, welche sie machten.

Der Wurstraum war für Besucher sehr interessant, wenigstens während 5 Minuten, und vorausgesetzt, daß sie sich die Arbeiter dort nicht ansahen. Die Maschinen waren vielleicht die wunderbarsten Dinge der ganzen Anlage. Vermutlich wurden die Würste ehemals mit den Händen bereitet und gestopft, und man möchte wohl wissen, wie viele Arbeiter durch diese Maschine verdrängt worden waren. An der einen Seite des Raumes standen die Trichter, in welche Männer Berge von Fleisch und Schieberrar voll Gewürze schaufelten. In den großen Höhlungen wirbelten Messer, die 1000 Drehungen in der Minute machten. War dann das Fleisch fein genug und hübsch mit Wasser und Kartoffelmehl vermischt, so ward es in die Stopfmaschine an der anderen Seite des Raumes gedrängt. Diese Maschine wurde von Frauen bedient. Eine Arbeiterin nahm eine Wursthaut und befestigte sie an einer wie ein Rüssel geformten Spitze — dann ging die Geschichte an, wie man einen engen Handschuh über den Finger zieht; die Wursthaut war 20—30 Fuß lang, aber im Nu hatte die Frau sie befestigt und an einen Sebel gedrückt, und ein Strom von Wurstfleisch schoß aus der Spritze in die Haut. Da sah man denn, wie durch ein Wunder von der Maschine geboren, eine sich ringelnde Wurstschlange von unglaublicher Länge erscheinen. Eine große Pfanne stand bereit, die Schlange aufzunehmen, und zwei Frauen ergriffen sie, sobald sie erschien und banden aus ihr die einzelnen Würstchen ab. Das erschien den Ueingeweihten als das Verblüffendste von allem, denn die Frauen brauchten nur eine Handbewegung zu machen, und endlose Würstchen waren in baumelnde Bündel verwandelt. Es sah aus wie das Stück eines Zauberkinstlers; die Frauen arbeiteten so schnell, daß das Auge ihrer Arbeit nicht folgen konnte. Wie aus einem Nebel heraus erschienen Würstchen auf Würstchen. In der Mitte des Nebels aber erblickte der Besucher plötzlich das ernste, gehegte Gesicht eines Weibes, mit zwei Falten auf der Stirn und geisterhaft bleichen Wangen. Bei dem Anblick zogen sich die Besucher zurück. Das Weib blieb da — immer — Stunde auf Stunde, Tag für Tag, Jahr nach Jahr, und knüpfte Würstchen mit dem Tode um die Wette.

Es war Stückerarbeit und sie hatte eine Familie zu erhalten. Und ein strenges, grausames, sparsames Gesetz hatte angeordnet, daß sie ihre Familie nur ernähren konnte, wenn sie so arbeitete, wie sie es tat. Ihre ganze Seele war bei ihrer Arbeit und nicht für einen Augenblick glitt ihr Auge zu den Besuchern hinüber, welche sie anstarrten, als wäre sie ein wildes Tier in einer Menagerie.

(Fortsetzung folgt.)

Der Selbsterhaltungstrieb regiert als mächtigster, vielleicht überhaupt als einziger Grundtrieb alle lebenden Wesen. Er veranlaßt sie, alle schädlichen oder gefährlichen Organismen zu beseitigen oder doch unschädlich zu machen, und er führt auf diese Weise den harten, unerbittlichen Kampf ums Dasein herbei, in dem jeder sich bemüht, auf dem karg bemessenen Boden die günstigsten Lebensbedingungen zu erobern und zu behalten. Aber sobald die Ueberlegung den Menschen zu leiten begonnen hatte, mußte er erkennen, daß der rücksichtslose Kampf ums Dasein, von allen Menschen gegen alle Menschen geführt, jeden einzelnen und damit alle schwer schädigen muß, und die Ueberlegung führt zur gegenseitigen Rücksichtnahme und zur Vereinigung gegen gemeinschaftliche Gegner und gegen Schwierigkeiten, die die Natur selbst allen bereitet. Man wird wohl sehr früh erlarmt haben, daß die schlimmsten Geäuer der Menschen die Krankheiten sind, die uns Schmerzen bereiten, unseren Lebensgenieß stören und uns zu Arbeit unfähig machen, und so werden schon bald die Menschen sich bei der Bekämpfung der Krankheiten und der Krankheitsursachen gegenseitig unterstützt haben. Dann werden jedenfalls die gewaltigen Naturkräfte: Stürme, Gewitter, Wasserfluten zu gemeinsamer Bekämpfung aufgefordert haben. Aber indem man diese Bekämpfung zweckmäßig zu führen sich bemüht, wird man schnell gesehen haben, daß der Mensch auch mit vereinten Kräften gegen sie nur schwach ist, und daß man besser tut, die nun einmal vorhandenen Naturgewalten, die man meist überwinden kann, in Nutzen zu leiten, in denen sie statt zu schaden, uns Nutzen bringen. So lernte man das durch den Blitz herabgerufene Feuer nützlich zu verwenden, so zwang man den Wind, Mühlen und andere im Laufe der Zeiten erfundene Werkzeuge in Betrieb zu erhalten. Das Bestreben der Ausnutzung der Naturkräfte ging um so weiter, je mehr man die unerhöpliche Menge und Größe dieser Kräfte erkannte. Schließlich kam man auf den Gedanken, ob es nicht möglich wäre, Einrichtungen zu schaffen, bei denen man nur ein für allemal eine gewisse Kraft zuführen müßte und die dann ununterbrochen und ohne jegliche neue Kraftzufuhr nutzbar lieferten. Man suchte ein, wie man es nannte, ein perpetuum mobile, das heißt eine Maschine, die, einmal in Tätigkeit gesetzt, fortwährend und ohne in Stillstand zu geraten, Arbeit produzierte. Es waren nicht nur kenntnislose Träumer, die diesem Ziel nachjagten, sondern sehr unterrichtete und gelehrte Männer, die an seine Errichtung alle Kräfte setzten. Es wurden ungenügend komplizierte, stümperhaft zusammengesetzte Maschinen konstruiert, die das perpetuum mobile darstellen sollten, aber immer wieder versagten sie, wenn sie sich praktisch bewähren sollten. Die Erfinder meinten dann, dies läge an einem zufälligen Konstruktionsfehler, und sie bemühten sich wieder und wieder, die Fehler zu beseitigen. Der lotholale Nutzen, den eine solche Maschine bringen mußte, war ja einleuchtend, und man wußte nicht, daß das perpetuum mobile eine absolute Unmöglichkeit ist. Während man theoretisch wohl zugeben kann, daß die Beseitigung aller Krankheiten erreicht werden konnte — praktisch wird man ja auch dies schöne Ziel leider nie erreichen — ist ein perpetuum mobile, eine Maschine, die aus sich selbst beständig neue Arbeitskraft erzeugt, ohne daß man ihr von außen solche Arbeitskraft zuführt, auch theoretisch unmöglich.

Der große Heilbrunner Arzt Robert Mayer, der das Gesetz von der Erhaltung der Kraft entdeckte, gab dadurch der Naturerkenntnis und Naturanschauung erst den Boden, er setzte uns damit in den Stand, die Unmöglichkeit eines perpetuum mobile zu erweisen. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft besagt, daß die in der Welt vorhandene Menge von Kraft ihr erhalten bleiben muß, daß sie nicht zerstört oder vermindert, aber auch nicht vermehrt werden kann. Alle unsere Maschinen, seien sie vom Wind oder vom Wasser, vom Dampf, durch Menschen- oder Tierarbeit in Tätigkeit gesetzt, bringen Arbeit nur dadurch hervor, daß die ihnen zugeführte Kraft in andere Gestalt übergeführt wird. Man sollte meinen, jetzt, nachdem das Gesetz von der Erhaltung der Kraft mehr als ein halbes Jahrhundert bekannt ist, müßte es auch so allgemein bekannt und überall richtig verstanden sein, und es wäre überflüssig, seine Bedeutung nochmals auseinanderzusetzen. Aber leider ist es Tatsache, daß doch noch Leute ihre Zeit, ihre Kraft und auch ihr Geld an das Problem verschwenden, ein perpetuum mobile zu konstruieren. Der berühmte Physiker Hermann Helmholtz, der Mayers Gesetz von der Erhaltung der Kraft mathematisch begründete, damit also das perpetuum mobile endgültig beseitigte, erhielt bis zu seinem Tode Einwendungen, in denen man versuchte, ihm nachzuweisen, daß trotz alledem das scheinbar Unmögliche gerade von dem betreffenden Einseher möglich gemacht sei — ein deutlicher Beweis, wie wenig in unserer als Zeitalter der Naturwissenschaft bezeichneten Gegenwart die wahre Bedeutung der Naturerkenntnis Verbreitung und Vertiefung gefunden hat.

Wenn eine Uhr geht, so ist das nur die Folge davon, daß wir ihr durch das Aufziehen die Kraft dazu gegeben und dabei etwas von unserer eigenen Kraft verloren haben. Beim Aufziehen einer Taschenuhr geben wir allerdings nur so wenig Kraft ab, daß wir den Kraftverlust nicht spüren; wer aber die schweren Gewichte einer großen Turmuhr aufziehen muß, merkt den Kraftverlust, oder, wie

wir es allgemein bezeichnen, die Ermüdung sehr deutlich. Wenn die Gewichte völlig herabgesunken sind, müssen sie wieder mit Kraftaufwand aufgezo-gen werden, sonst bleibt die Uhr stehen. Im günstigsten Fall könnte man theoretisch eine Maschine konstruieren, bei der die herabfallenden Gewichte eine Räderwerk in Bewegung setzen, daß seinerseits die Gewichte immer wieder in die Höhe hebt, so daß die einmal vom Menschen aufgewundenen Gewichte immer wieder von der Maschine aufgewunden werden. Aber damit wäre auch die Arbeitskraft, die Leistungsfähigkeit der Maschine erschöpft, sie könnte nicht noch dazu verwendet werden, das Gangwerk der Uhr, das Räderwerk, das die Uhrzeiger dreht, in Tätigkeit zu versetzen, und wenn man mit jenem durch Aufziehen der Gewichte einmal in Tätigkeit versetzten Werk auch die Zeiger bewegen wollte, so würde man dazu eine gewisse Kraft verbrauchen, und die Kraft, die die Zeiger dreht, würde nicht mehr verwendet werden können, die Gewichte wieder aufzuwinden, also diese Tätigkeit müßte dann doch immer wieder von Menschenhand oder durch Wasserkraft oder dergleichen ausgeübt werden. Theoretisch also könnte man eine Maschine erfinden, die fortwährend die Gewichte selbsttätig aufwindet, also beständig in Tätigkeit bleibt, aber eine solche Maschine könnte keinerlei Nuzarbeit leisten, sie könnte sich eben nur selbst in Tätigkeit erhalten, und damit wäre der Menschheit nicht gedient, sie hätte von einer solchen Maschine nicht den geringsten Vorteil. Praktisch ließe sich aber nicht einmal die Spielerei einer solchen Maschine verwirklichen. Denn zu jeder Maschine gehören Zahnräder oder Seilübertragungen oder andere Einrichtungen, die die Kraft von einem Teil der Maschine auf die anderen überführen. Diese Übertragungseinrichtungen müssen sein, aber an den Maschinenteilen, mit denen sie in Verbindung stehen, beständig reiben und jede Reibung bedeutet einen Kraftverlust und im allgemeinen sogar einen recht großen Kraftverlust. Wenn zwei Maschinenteile, oder überhaupt wenn zwei Körper in Reibung geraten, so werden beide erwärmt, diese Erwärmung röhrt aber daher, daß ein Teil der mechanischen Bewegungs-kraft als solche verloren ist, sie ist dazu verwandt, die Moleküle und Atome der geriebenen Körper in stärkere Bewegung zu versetzen und diese stärkere Bewegung der Moleküle und Atome nennt man eben Erwärmung. Also nicht einmal dahin können wir gelangen, daß wir eine Maschine erbauen, bei der die einmal aufgezo-genen Gewichte sich selbst immer wieder aufziehen, selbst ohne daß dadurch Uhrzeiger bewegt werden, sondern die Reibung würde beständig die Kraft des Räderwerks verringern und nach längerer oder kürzerer Zeit würde dies nicht mehr instande sein, die Gewichte zu heben, sie würden unten bleiben und müßten wieder, wie das erstemal, durch eine äußere Kraft bewegt werden.

Nachdem die Unmöglichkeit eines mechanischen perpetuum mobile erwiesen war, entstand die Frage, ob es vielleicht möglich wäre, eine Art von organischem perpetuum mobile herzustellen. Man überlegte, ob man nicht in einen geschlossenen Kasten eine gewisse Menge Pflanzen und eine gewisse Menge von Tieren bringen könnte, die sich gegenseitig erhielten. Die Pflanzen sollten die gasförmigen, flüssigen und festen Stoffe liefern, welche von den Tieren als Nahrung gebraucht werden, und die Tiere ihrerseits sollten diejenigen Stoffe abscheiden, die den Pflanzen die nötige Nahrung geben. An sich und vom rein chemischen Standpunkte betrachtet, wäre ein solches Zusammenleben nicht unmöglich. Aber sowie man den Standpunkt der reinen Chemie verläßt, kommt man auch hier zu Unmöglichkeiten. Zunächst wäre auch hier jede Nuzbarkeit unmöglich. Um die chemischen Körper zu zerlegen und in andere Körper umzugestalten, ist nämlich ebenfalls Arbeit nötig, und wenn die in dem Kasten oder Käfig eingeschlossenen Tiere irgend eine etwa für uns Menschen nützliche Arbeit produzieren sollten, z. B. ein Tretrad in Bewegung setzen, das dann etwa eine außen befindliche Mühle in Tätigkeit bringt, so brauchten sie zu dieser Tätigkeit Kraft. Diese Kraft würde der Tierkörper verlieren, seine Organe hätten also nicht mehr die volle Kraft, die ihnen von den Nahrungsmitteln gegeben wird, sie wären nicht mehr instande, die ganze Nahrung wieder in die Form umzugestalten, in der sie den Pflanzen Nahrung bieten kann, die Pflanzen würden also einen Nahrungsverlust erleiden, allmählich zugrunde gehen und somit müßten auch die Tiere sterben. Aber nicht bloß würde jede Nuzarbeit der Tiere dieses Resultat herbeiführen, jede Tätigkeit überhaupt würde zum gleichen Ziele drängen. Die Tiere dürften aber keinen einzigen Schritt gehen, wenn sie nicht sofort einen Kraftverlust erleiden sollten, der der Ernährung der Pflanzen Schaden bringen und die in dem Kasten befindliche kleine Welt bald in Stillstand versetzen muß. Und wenn wir auch die Tiere zu völliger Ruhe zwingen könnten, so würde auch das nichts helfen. Denn gewisse Bewegungen sind absolut notwendig: Die Tätigkeit des Herzens erfordert Kraft, ebenso die die Tätigkeit der Lunge oder, bei niederen Tieren, die der Kiemen oder Tracheen, die Eingeweide befinden sich bei der Verdauung in Bewegung, und alles dies raubte einen Teil der Kraft, die doch für die chemische Tätigkeit der Nahrungsumwandlung absolut notwendig ist. Nun weiß man aber, daß, ebenso wie keine Kraft von selbst entsteht, auch keine Kraft verschwindet. Was wird denn aus der Kraft, die zur Bewegung der Körperorgane nötig ist? Durch diese Bewegung entsteht wieder Wärme, die Wärme, die man an jedem Tier und übrigens auch, mit Berücksichtigung der Zellstoffbewegung der Pflanzen, an jeder Pflanze messen kann. Diese Wärme wird dann vom Tier und von der Pflanze an die Luft abgegeben, die Luft gibt sie an das Material

des Kastens ab und so gelangt die Wärme und damit die Kraft der in dem Kasten abgeschlossenen kleinen Welt wieder an die große, allgemeine Welt zurück. Die große, allgemeine Welt ist in der Tat eine Art von perpetuum mobile, sie erhält sich durch die einmal in ihr vorhandene Kraft, aber auch sie schafft keine Arbeit, die etwa einer außerhalb unserer Welt befindlichen zweiten Welt zugute kommen könnte, sondern behält ihre ganze Kraft in sich und für sich. Ja, auch ihre Kraft wird allmählich aber sicher in Wärme umgewandelt, dann ist keine Kraft mehr da, die zu mechanischer Arbeit dienen könnte, es wird dann Bewegungslosigkeit in der Welt herrschen, und auch dies perpetuum mobile ist immobil geworden. hg.

(Nachdruck verboten.)

Die Heiligen von Kronstadt.

Von Karl Kuhl's.

Anna Iwanowna wohnte auf der Nowosibrowskistraße zu St. Petersburg und ihre Freunde und Verehrer nannten sie die ehrwürdige Mironosska (Friedensträgerin), denn sie handelte mit Oel zu Heiligenlampen, kleinen Heiligenbildern und Weihwasser.

Sie war eine der eifrigsten Anhängerinnen der Sekte der sogenannten Johanniter, deren Haupt der Starck (Greis) Kasar war, die ehemalige rechte Hand des noch kürzlich in ganz Rußland und von vielen auch noch jetzt als Wundertäter verehrten Priesters, Johann von Kronstadt.

Anna Iwanowna hat jedem Vorübergehenden ihre Heiligtümer an, indem sie laut den Heiligen Johann von Kronstadt pries, welcher durch die Ungläubigen, Gotteslästerer, Revolutionäre und Antichristen arg zerkrafft worden sei und deshalb Kronstadt auf immer verlassen habe, um im fernem Norden, in Archangelsk, für die Sünden des Volkes zu beten.

Ein Grüntrambändler ging eines Wends an ihrem Plaze vorbei, blieb stehen und betrachtete sinnend die Heiligenbilder, namentlich das Porträt des Wundertäters Johann von Kronstadt.

„Entsetzlichen,“ redete Anna Iwanowna den Gläubigen an, „ich handle hier in Gottes Namen. Willst Du was abkaufen, so tue es, aber wenn Du wirklich selig werden willst, so komme zum Starck Kasar, denn der Weltuntergang steht bevor. Krieg, Ward, Totschlag und Revolution beweisen das. Es ist Zeit, an das Heil Deiner Seele zu denken!“

Dem Grüntrambändler Nikolai Alexejewitsch leuchtete das ein. Anna Iwanowna führte ihn zum Starck Kasar, der es sich anlegen sein ließ, ihn in die Mystik der neuen Lehre einzuführen, wo er bald in Gesellschaft junger Weiber und Mädchen einen Begriff von all den Freuden erhielt, welche Muhammed den Gläubigen im Paradiese versprach.

Nikolai Alexejewitsch gefiel es so überaus wohl, daß er das Haus des alten Kasar, wo Minne- und Gottesdienst in gleicher Weise florierten, gar nicht verlassen wollte. Er erwachte erst aus seinem Sinnesstau-mel, als er bemerkte, daß ihm von einer der Schönen seine Brieftasche mit etwa 500 Rubel gestohlen worden war.

Entkräftet klagte er dem Starck Kasar und der Mironosska Anna Iwanowna sein Leid und drohte sogar mit der Anzeige bei der Polizei.

„Also Du bist bestohlen worden?“ fragte während dieser Unterredung das Weib (welches, nebenbei bemerkt, zur Zeit, als es noch beim Priester von Kronstadt Handlangerdienste leistete, von Kasar als „Mutter Gottes von Kronstadt“ ausgegeben wurde). „So geschieht Dir ganz recht, denn warum hast Du verheimlicht, daß Du Geld hattest; das hättest Du Kasar geben müssen zum Wohle des Heilandes, welcher in der Person unseres Wundertäters auf die Welt gekommen ist. Wer daran hältst Du von selbst nie gedacht! Wozu brauchst Du Geld? Es war eine göttliche Eingebung, daß die Braut Deiner Seele es Dir nahm. Denn dadurch rettete sie Deine Seele vor der ewigen Verdammnis! Christus sagte schon, daß ein Kamel leichter durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich käme. Darum frene Dich, daß Du von uns gettet worden bist!“

„Ja, was soll ich denn aber bloß anfangen?“ suchte Nikolai Alexejewitsch einzuwenden. „Ich habe durch dieses Geld meinem Handel unterhalten können. Was soll ich denn jetzt bloß tun?“

„Das wollen wir auf unserem Kirchenrat überlegen,“ sagte Kasar jovial. „Und jetzt laß Dich durch nichts beirren, denn die Hilfe Gottes ist mit Dir. Amen!“

Der bald darauf abgehaltene Kirchenrat entschied nun, Nikolai Alexejewitsch solle zur Entschädigung für seinen Verlust sich mit Kopportage von Heiligenschriften über den großen Kronstädter Wundertäter besorgen. Alle Genüsse, welche die christliche Gemeinschaft der Sektierer ihm geben konnte, standen ihm kostenfrei zu Gebote, und so erklärte er sich denn schließlich damit einverstanden.

Er bezog ein Zimmerchen bei einem Wehlhändler und suchte diesen zu bewegen, ebenfalls Johanniter zu werden; aber der Mann hatte Frau und Kinder und auch nicht die geringste Lust, dem Heiligen sein Hab und Gut zu opfern.

„Er ist ein verstockter Sünder, weil er Geld hat,“ entschied Nikolai Alexejewitsch. „Ich will meine Seele vor dem Verderben retten!“

Er hatte bemerkt, daß der Wehlhändler sein Geld in einer Schublade des Ladentisches aufbewahrte, und da die Wohnung dicht an den Laden stieß, war es natürlich dem frommen Nikolai Alexejewitsch ein leichtes, in der Nacht, als alle schliefen, sich zu

erheben, in das Magazin zu schleichen und die Wurzel alles Uebels, das Geld, etwa 800 Rubel, aus dem Kadentisch zu entwenden. — Nach dieser frommen Tat verließ er eiligst das Haus.

Mit dem Gelde machte er sich sofort auf den Weg zum Statel Majar, um es in die Kasse des Heiligen von Kronstadt abzuliefern. Vor der Tür traf er dieselbe Braut Christi, welche ihm seinerzeit die fünfhundert Rubel abgenommen hatte.

„Wo willst Du hin?“ fragte sie ihn.

„Zu Kasar,“ sagte er flüsternd. „Ich habe für Watjuscha (Väterchen, womit der Priester von Kronstadt gemeint ist) 800 Rubel aufgebracht. Dafür wird er zu Gott beten, und alle unsere Sünden werden uns vergeben werden!“

„Durat“ (Dummkopf) entgegnete die Schöne. „Komm' mit mir, ich will Dir einmal etwas erzählen. „Ich habe soeben den alten Fuchs und die Mironossita belauscht, wie sie das Geld unter sich teilten, welches wir mit Gefahr für unsere Sicherheit den Reichen abnehmen. Zum Glück habe ich einem Labasnik (Marktbudehändler) heute Nacht 700 Rubel abgenommen, ohne daß er etwas merkte; das Geld habe ich noch bei mir. Du bist aber ein Molodek (forscher Junge) und gefällst mir. Legen wir Dein und mein Geld zusammen, so können wir in der Provinz eine ordentliche Bude aufmachen! Wir müssen aber machen, daß wir fortkommen, noch ehe jemand auf unserer Spur ist!“ —

Das leuchtete dem Nikolai Merezewitsch ein.

Noch in derselben Nacht verließ das Pärchen mit der Warschauer Bahn Petersburg. —

Als ihr Verschwinden bemerkt wurde, fand sich von ihnen keine Spur mehr.

Und jetzt segnen sie in irgend einem kleinen Städtchen den Wundertäter Johann von Kronstadt und seine Apostel. —

Kleines feuilleton.

g. c. Wie sind die römischen Ziffern entstanden? Obgleich wir längst in unseren sogenannten arabischen Ziffern, die jedoch phönizischen Ursprungs sein sollen, viel bequemere Zeichen besitzen, so treiben wir die Pietät für die römischen Ziffern dennoch immer noch so weit, daß wir an keinem öffentlichen Gebäude die Jahreszahl seiner Entstehung in den beliebten und doch so unbequemen römischen Ziffern missen möchten. Wie aber sind diese Zeichen entstanden? Wie kommt gerade der Buchstabe M zu dem Zeichen für 1000? Die Antwort läge nahe für Mille (lateinisch = 1000), sowie das C für Centum = 100; das ist aber auch alles, was an die lateinische Sprache erinnert. Fragen wir jedoch, woher kommt das Zeichen D für 500, das Zeichen L für 50, das Zeichen X für 10, so haben wir keinen Anhaltspunkt mehr an der lateinischen Sprache. Die Sache muß tiefer liegen. Zu einer Zeit, wo Stein oder Holz noch unser Schreibmaterial vertreten mußte, wo statt des Griffels oder der Feder eins der primitivsten Werkzeuge — das Weil — dienen mußte, lassen sich die vier Stellen für Einheit, Zehn, Hundert, Tausend nur durch höchst einfache Hiebe mit dem Weil erklären. Die Einheit durch einen Hieb: I, der Zehner durch zwei Hiebe: X, der Hunderter durch drei Hiebe: L, der Tausender durch vier Hiebe: TXXI. Wenn man diese verschiedenen Hiebe dann später kalligraphisch abrundete, so entstand leicht C für 100 und M für 1000. Wir haben somit das Rätsel dieser „scheinbaren“ Buchstaben auf die einfachste Weise gelöst. Durch Halbierung dieser Zeichen aber mußten folgende weitere Zeichen gewonnen werden und zwar: durch Halbierung der X = V 5; durch Verstümmelung der L = L 50; durch Halbierung der M = 7 500; letzteres brauchte nur abgerundet zu werden und es entstand das D. —

Literarisches.

* Die Familienblattliteratur unterzieht Ernst von Wolzogen im Novemberheft des „Literarischen Echo“ einer sehr zutreffenden Kritik in einer Art Klagegedicht des armen Dichters über das reiche Familienblatt, auf dessen Honorare der von Haus aus nicht unabhängige Schriftsteller angewiesen sei. Der Schriftsteller, der von seiner Feder leben will, muß sich nach Wolzogen, der aus eigener Erfahrung spricht, wohl oder übel dazu bequemen, für Kinder und Greise der breitesten mittleren Bildungsschicht zu schreiben. Das will heißen, „daß er auf alle die Gegenwart stark bewegenden Probleme verzichten muß, weil diese ohne Berührung politischer, sozialer und ethischer Streitfragen nicht möglich ist; er darf nicht leidenschaftlich Partei nehmen, weil er dadurch berechnete Empfindlichkeiten stoßen könnte; er muß sich in seinen Schilderungen absoluter Studienreinheit befleißigen und sich die Gesetze des Anstandes vom diplomatischen Gouvernantenstandpunkt vorschreiben lassen. . . Seine ganze Tätigkeit als Schilderer der Gegenwart wird also darauf hinauslaufen müssen, verlogene Dorfjungen, spannende Kriminal- oder reizende Liebesgeschichten aus der guten Gesellschaft mit der soliden Hochzeit als Schlussequenz zu verfesseln. Ist das noch Literatur? Nein.“

Wolzogen erzählt interessante Beispiele aus der Praxis. Redakteure und vor allem ihre Brotherrn, die allmächtigen Verleger, liegen vor dem blöden Geschnack auf dem Bauche und haben nur

das eine Bestreben, keinen Anstoß zu erregen und keinen Abonnenten zu verlieren. Zeitschriften, die es einmal mit einem künstlerisch wertvollen Werke versuchten, das dem gewohnten Schema nicht entsprach, verloren Tausende von Abonnenten. Die Familienblattredakteure werden entweder behagliche Philister oder verbissene Jhniker oder auch ängstliche Unbequemer. Der Standpunkt der ganzen Familienblattliteratur ist nach Wolzogen in den letzten zehn bis zwanzig Jahren noch merkbar gesunken, wie er aus seiner eigenen Erfahrung belegen kann. Wie ruinierend die Anpassung an die Leserbedürfnisse wirkt, dafür ist der von Haus aus zweifellos begabte Gartenlaubenerzähler Ganghofer ein typisches Beispiel. Wie dem „Vordertreppenschund“ abgeholfen werden soll, darauf weiß Wolzogen keine rechte Antwort. Denn das ist keine, wenn er von der Umgestaltung der Mädchenerziehung alles Heil erwartet. Eine befriedigende Erklärung der allgemein zugestandenen Tatsachen der literarischen Versimpelung könnte nur eine soziologische Untersuchung ergeben. Die würde darauf hindeuten haben, daß das maßgebende Familienblattlesepublikum, das bürgerliche, einer in absteigender Entwicklung sich befindlichen Klasse angehört, einer Klasse, die keine Ziele, Ideale, Hoffnungen mehr hat und durch die Literatur nichts wie eine sanft plätschernde Unterhaltung wünscht.

Aus dem Tierreiche.

Ein untergegangener Vogel. In den hochnordischen Meeren lebte bis vor wenigen Jahren ein sehr seltener und interessanter Vogel. Es war eine Alke, welche die flügellose genannt wurde. Vor einigen Jahren wurde von Isländern das letzte Paar solcher Vogel gefangen und an ein englisches Museum verkauft. Seitdem ist der Vogel verschollen. Um zu ermitteln, ob er wirklich untergegangen sei, begaben sich englische Naturforscher nach Island. Die flügellose Alke hatte in der Nähe der Insel mehrere Standorte gehabt, die Geiervogelscheeren in der Nähe von Cap Reyfjanäs und einige ähnliche Klippen im Nordosten. Die Engländer sind unverrichteter Dinge zurückgekehrt. In vielen Sommern ist es wegen der starken Brandung unmöglich, an den Geiervogelscheeren zu landen. Obgleich die Engländer sich in dem den Klippen nächstgelegenen Küstenorte niederließen und zwei Monate lang geduldig warteten, kam doch kein Tag, an dem eine Fahrt hätte gewagt werden können. Ebenso mißlang der Versuch, durch einen nach den Klippen im Nordosten geschickten isländischen Studenten Kunde zu erlangen. Er kehrte nach einigen Monaten zurück und hatte jenen zweiten Fundort ebenfalls nicht betreten können. Seither jedoch ist eine Expedition gelungen, welche, wenn auch nicht lebende Tiere, so doch schöne Skelette des seltsamen Tieres mitbrachte. Th.

Notizen.

— Die Freie Volksbühne Berlin bringt in ihrer III. Vorstellungsserie Hermann Heijermans friesches Bild: „Orator labora“ und Gustav Wieds Komödie: „Eine Abrechnung“ am Sonntag, den 4. November, in neunmaliger Wiederholung zur Aufführung. Einen Anzengruber-Rosegger-Abend veranstaltet sie am Dienstag, den 6. November, 8^{1/2} Uhr, im Rathause, einen Goethe-Beethoven-Abend am 5. Dezember. Vortragender ist Dr. Leopold Hirschberg, Dozent für Musikgeschichte an der Humboldt-Akademie. Ein russischer Ländlicherabend findet am 24. November mit dem Mozartaalorchester statt. —

— Gustav Renners „Merlin“ kommt am 9. November im Igl. Schauspielhause zur Erstaufführung.

— „Mandragola“, Machiavellis satirisches Drama, fand in der Versbearbeitung von Paul Eger im Münchener Schauspielhause freundliche Aufnahme.

— Eine politische Komödie von Rudolf Gatzel, der „Naturpart“, die die Parteiverhältnisse des Wiener Gemeindefollegiums behandelt, vermochte im Wiener Deutschen Volkstheater nicht tiefer zu interessieren. Das Stück bekämpft die antisemitische Attique und endigt mit einer Verherrlichung — Luegers, in dessen Maske die Hauptperson gespielt wurde.

— Angekündigte Uraufführungen. Dessel von Ziliencrons Drama „Knut der Herr“ soll mit dem Nachspiele „Der Rachezug“ am 25. November im Hamburger Stadttheater aufgeführt werden. Das gleiche Theater erwarb Georg von Dmptedas „Gräfin Sophie“.

— Ein neuer Lukas Kranach wurde nach den „Münch. N. N.“ in der katholischen Kirche zu Wahrenth aufgefunden. Salome mit dem Haupte des Johannes ist auf dem Bilde dargestellt.

— Eine Liga zur Bekämpfung der Krebskrankheit und die Errichtung eines Instituts für Krebsforschung wurde in der französischen Akademie der Medizin von Prof. Poirier angeregt.

— Ein Mittel gegen die Schlafkrankheit soll in Saigon (Hinter-Indien) von französischen Forschern entdeckt sein.